

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 21 (1913)
Heft: 16

Artikel: Gustav und Abraham
Autor: Weitsch, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406360>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hineingewachsen, hat aus den Offenbarungen seines Gottes enthüllt, wie man Narren in Christo von je gefreut und verbrannt hat, und läßt nun gar in seinem Festspiel eine seiner allegorischen Figuren sagen, daß der Heiland des ewigen Weltfriedens noch nicht geboren sei. Also ein gefährlicher Mensch

Zum Einstellen der Werke Gerhart Hauptmanns in ihre Bibliotheken haben die Herren in der schwarzen Soutane noch keine Veranlassung: die offizielle Literatur- und Geistesgeschichte reicht ja nicht bis in die Gegenwart, und für die Schule ist dieser Dichter — oder vielmehr: die gegenwärtige Schule für diesen Dichter — noch nicht reif, sodass also das Dekorum nicht gewahrt zu werden braucht. Das hat das Gute, daß Hauptmann vor dem Überleben geschriften ist. Wenigstens vorläufig, für die ersten fünfzig Jahre. Einstweilen kommt er mit Anwürfen in Parteiversammlungen und in der Gott geweihten Religionsstunde davon.

at.

Cräume eines Pessimisten.

Von Dr. R. (Würzburg).

I.

Es war Nacht; die halbe Mondscheibe gab spärliches Licht.

Ein Jüngling ging zögernd in einer fremden Stadt eine breite, menschenleere Straße entlang; da sah er ein Haus, das ihm bekannt schien; er trat näher; kein Zweifel, es war sein Elternhaus, aber Vater und Mutter waren längst tot; was sollte er den Versuch machen, einzutreten, noch dazu bei nächtlicher Zeit? Traurig ging er weiter; da sah er abermals eine Stätte, die er einstens lieb gewonnen; wie oft hatte er nach dem Erkerfenster geblickt, hinter dem zwei leuchtende Mädchenaugen hervorlugten. Er ging weiter und immer weiter, manches Haus erweckte in ihm Erinnerungen an seine Jugendzeit; da ward ihm klar, daß er sein vergangenes Leben im Traum schaue; ein Zurück gab es nicht und so schritt er denn zögernd vorwärts. Da kam er an Paläste mit marmornen Freitreppe, inmitten blühender Gärten; ja, so sahen die Lustschlösser aus, die er in Kindertagen gebaut. Er ging weiter und sah manch stattliches Haus; allmählich wurden die Häuser kleiner, die Gärten verschwanden, der Weg ward schlechter; da erkannte er, daß er nicht auf dem rechten Wege sein könne. Er wollte umkehren, allein hinter ihm klaffte eine tiefe Schlucht, über die kein Steg führte; es blieb ihm kein Ausweg, er mußte auf dem einmal eingeschlagenen Wege weiter, der sich langsam in ödes Land verlor. So oft er stehen blieb, fühlte er den Schlag einer Geißel, die ihn vorwärts trieb; er sah sich nicht um nach der Gestalt, die ihn peitschte; er kannte sie aber, es war Unanke, die Göttin des unerbittlichen Zwanges.

II.

Ein alter Mann schleppete sich mühsam durch den Wüstensand; er war dem Verdurstenden nahe; da sah er in nicht allzugroßer Ferne sein heißersehntes Ziel, eine Oase. Als er näher kam, erblickte er unter schattigen Bäumen eine Quelle; am blumigen Ufer saß eine liebliche Gestalt mit Mohnblumen in den Haaren; das Mädchen erhob sich und sprach: „Sei mir gegrüßt am Wasser des Vergessens; trinke von dieser Letha, und alles, was du im Leben erfahren, wird aus deinem Gedächtnis schwinden.“

„Behalte deinen Trank; auch wenn ich verdurstet müßte, die Erinnerung an die Liebe meiner Mutter soll mir, solange ich lebe, nicht vergehen.“

Dürstend zog er weiter.

Nach kurzer Wanderung kam er an eine zweite Quelle; eine Bachtantin, mit Epheu und Weinlaub um Haupt und Gürtel begrüßte ihn: „Willkommen am Wasser des frohen Erinnerns; trinke aus der Quelle Repenthes*); was du je Schlimmes im Leben erfahren hast, wird dir aus dem Gedächtnis schwinden, aber die Erinnerung an die frohen Stunden deines Daseins wird dir den Lebensabend verschön.“

Über der Wanderer sprach: „Ich bin kein Sybarite; mein ganzes Leben war voll Hass und Kampf gegen Heuchler und Zeloten; ich will die Erinnerung an den Kampf nicht missen.“

Und dürrstend zog er weiter.

Bald darauf sah er abermals eine Quelle sprudeln; ein Weib in buntfarbigem Kleid, mit einer Schellenkappe auf dem Haupte, kam ihm entgegen, winkte ihm mit einem schäumenden Glase Sekt und rief: „Willkommen am Jungbrunnen; koste von dem köstlichen Nass, und das Alter weicht dir aus den Knochen, du wirst wieder jung und kannst dein Leben nochmals durchleben.“

„Kann ich mein Leben neu gestalten oder muß ich es nochmal so verbringen, wie ich es durchlebt habe?“

„Es verläuft genau so wie das erste Mal!“ — Da sang eine Spottdrossel in den Zweigen.

„Ich verzichte“, sprach der Wanderer nach kurzem Besinnen und zog weiter.

Und wiederum, nach einer kurzen Weile, traf er auf eine Quelle, beschattet von einem mächtigen Baume; an einem dicken Ast hing eine schillernde Schlange, von Zeit zu Zeit trüpfelte aus ihrem Rachen ein Tropfen giftigen Geisers hinab in das Wasser; die Hüterin der Quelle war ein scheußliches Weib, mit welken Brüsten und mit dem Haupte einer Meduse; die fleischlosen Hände schöpften mit einem Totenschädel das grünliche Nass. „Hier quillt das Wasser der Weltverachtung und der Lebendverachtung!“ rief höhnend das Weib; „dürfst dich nach diesem Trank?“

„Reich mir die Schale.“ —

Gustav und Abraham.**)

Ein Stücklein Bibelkritik.

Von Eduard Weiß.

So! Die Lampe brennt!

Auf meinem Schreibtisch türmen sich die Korrekturhefte.

Die Forderung des Tages! —

Drohend klafft das Faß der roten Tinte, das schwarze ist fest geschlossen. — Man taucht so leicht falsch ein — und eine Korrektur mit schwarzer Tinte! — Nein, es sei Ordnung in unserem Dasein!

Also los!

Da klopft es! Ich lasse dies Klopfen an meiner Zimmertür, ganz fein und doch so „eindringlich“.

Das Söhnchen meiner Wirtin.

„Na man herein, Gustav!“

Die Klinke wird heruntergedrückt und — schnapp — schnellt sie geräuschlos wieder empor.

Und hereinpaßiert kommt das Bürschchen, das die Menschen einst Gustav zu taufen beliebten. Fast sechs Jahre zählt er nun und zeichnet sich aus durch eine graue Schürze mit breiten roten Rändern, zwei Augen groß und blau, in denen der Schalk und das Sinnen sonderbar

*) Repenthes ist bei Homer ein herausfordernder Trank, der wahrscheinlich Opium, vielleicht auch Hanf (Haschisch) enthielt.

**) Frankfurter Zeitung.

wchseln, und durch eine Nase, deren frech in die Luft stehende Spitzheit seinem frischen Gesicht etwas liebenswürdig Spaßenhaftes gibt, das zu jenen Augen seltsam wenig passen will.

„Onkel! Bilder ansehen!“

Das ist die bettelnd-diktatorische Formel, die mich mindestens auf eine halbe Stunde festnagelt.

Also da ist eine alte Biblische Geschichte aus meiner Abz-Schützenzeit mit vielen Bildern; die kann er nicht genug durchblättern. Auch die Geschichten kennt er teilweise und liebt sie.

Er kommt erst nächste Ostern zur Schule.

„Onkel — das ist Abraham!“ beginnt er die Unterhaltung, nunmehr auf drei Brockhausbänden neben mir vor dem Buche thronend.

Meine Korrekturen sieht er nicht, der Ahnungslose.

„Ja, dies ist Abraham!“

„Was macht der?“

„Der will den Isaak opfern!“

„Was?! — —“

„Opfern! — Hm — na ja — sieh mal, er will den Isaak töten, weil er denkt, der liebe Gott will das! — Denk Dir mal, wenn die Mama Dich nun bitten würde, Du solltest die Flöte wegwerfen, die wir gestern geschnitten haben. Würdest Du das nicht tun?“

„Nein!“

„Aber, wenn sie sehr bittet?“

„N — —naja.“

„Na sieh mal, der Abraham dachte sich, der liebe Gott wollte den Isaak gern bei sich im Himmel haben, und darum wollte der Abraham ihn nun töten. Aber der liebe Gott wollte s gar nicht und ließ es denn nicht geschehen!“

„Ja — Du Onkel, der sieht aber komisch aus!“

„Wer?“

Der Abraham!“

„Wiejo?“

„Na — überhaupt.“ —

Lange Pause. Gustav lacht in sich hinein, und ich weiß nicht warum.

Was hat er nur?

„So'n Hemdenmäk!“ lacht er plötzlich.

„Über Gustav!“

Mein mahnender Anruf stört ihn wenig, sondern er fragt nun, was unter dem Bilde stehe.

„Abraham will Isaak opfern, mein Junge!“

„Du Onkel — ich kann das nicht lesen.“

„Nein, das lernst Du erst, wenn Du in die Schule gehst — Lesen und Schreiben.“

Pause.

„Könnte der Abraham lesen und schreiben?“

Herrgott, der Bengel fragt einen noch kaput.

„Nein!“

Pause.

„Und der Isaak?“

„Nuch nicht!“

Pause.

„Und der Jakob?“

„Nuch nicht!“

Pause.

„Onkel, wer hat denn das dann alles aufgeschrieben?“ Und energisch tippt der kleine Zeigefinger auf das verlegen zitternde alte Schulbuch.

„Ja, das hat der Moses aufgeschrieben, weißt Du, der durch das Rote Meer gezogen ist.“

Pause.

„Du — woher wußte denn der alles so genau?“

„Nun — der Abraham hat es dem Isaak erzählt und der dem Jakob und der wieder seinen Kindern. Und so weiter! Weißt Du, genau so, wie wir Dir die Märchen erzählen!“

„Hm!“

Sehr lange Pause.

Dann wendet mir Gustav seine ganze Front zu, daß der Brockhausbau unter ihm bedenklich ins Wanken kommt.

„Du!“, summend heften seine Augen sich auf mich, „meintest Du nicht, daß da manches verquatscht ist? Nich?! — —

„Nach — —nu — un. — —“

Die Kirche hat einen guten Magen . . .

Aus Russland wird geschrieben: Selten hat die Rede eines sozialdemokratischen Abgeordneten auf die russische Geistlichkeit so nachhaltig gewirkt, wie die Rede Tschcheidje's zum Statut des Heiligen Synods, die bekanntlich zu wüsten Radauungen auf der Rechten und zur Ausschließung des sozialdemokratischen Abgeordneten für die Dauer von fünf Sitzungen geführt hat. Zuerst zur Veröffentlichung verboten, wurde das Stenogramm der Rede vom Dumabotschafter frei gegeben, worauf eine ungemein lebhafte Erörterung in der Presse einsetzte. Um noch zu retten, was zu retten war, ergriff der führende konervative Schriftsteller Menschikow in der „Novoje Wremja“ das Wort und suchte, unter strenger Verurteilung der konservativen Obstruktion in der Duma, die sozialdemokratische Rede zur Verteidigung der wahren Kirche und des wahren Christentums auszufließen. Dieser Versuch ist bezeichnend dafür, wie sehr die herrschende Reaktion sich der Gefahr der sozialdemokratischen Kritik bewußt geworden ist.

Die Rede Tschcheidje's ist aber nicht nur ein Schlag gegen die kirchliche Reaktion in Russland, die mit der staatlichen und sozialen eng verbündet ist, sie ist auch eine Anklage gegen den Klerikalismus überhaupt, gegen die Rolle, die die Kirche in der kapitalistischen Gesellschaft spielt. Eine packende Zusammenfassung der Theorie und Praxis der rechtgläubigen Kirche, verdient diese Rede auch über die Grenzen Russlands hinaus die weiteste Verbreitung, als Beweis dafür, wie sehr die offiziellen Vertreter der christlichen Kirche in Widerspruch mit ihrer eigenen Lehre gelangt sind, wie weit sie herabgesunken sind zu Handlangern des bestehenden gesellschaftlichen Systems, das mit dem Christentum nur die äußersten Formen gemein hat.

„Die Geistlichkeit“, begann Tschcheidje seine Rede, „kommt zu uns, um uns den schweren Weg des Erdenwanderns zu erleichtern. . . . Da sie weiß, daß der Glaube ohne Handlungen tot ist, gibt sie uns ein Vorbild für ein Leben, welches uns für ein besseres Jenseits vorbereiten soll.“ „Es ist leichter,“ sprach Christus, „daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.“ „Ein hohes Gehalt,“ erklärte heute hier Pater Ostromow, „erniedrigt die Würde seiner Empfänger.“ Im Einflang mit diesen Grundsätzen erhalten: der Metropolit (Bischof) von Moskau ein Gehalt von 6000 Rubel, Tafelgelder 8000 Rubel, vom Tschudow-Kloster 6000 Rubel, vom Troizko-Sergius-Kloster 12 000 Rubel, von der Tverskaja-Kapelle 45 000 Rubel, insgesamt also 81 000 Rubel; der Metropolit von Kiew Gehalt 5000 Rubel, Tafelgelder 4000 Rubel, vom erzbischöflichen Hause 10 000 Rubel, vom Petchersky-Kloster 65 000 Rubel, insgesamt 84 000 Rubel; der Metropolit von Petersburg Gehalt 5000 Rubel, Tafelgelder 4000 Rubel, vom Newskij-Kloster 250 000 Rubel, insgesamt 259 000 Rubel. Schlechter sind die Erzbischöfe gestellt. So erhalten die Erzbischöfe von Kasan und Wladimir nur je 10 000 Rubel im Jahre. Weiter heißt es bei dem Heil. Johannes Chrysostomus, das Wort „mein“ stamme vom Teufel; denn in dieser Welt habe der Schöpfer alles zu gemeinsamem Gebrauch geschaffen. In Erfüllung dieses Gebotes besitzen 245 rechtgläubige Kirchen je 250 bis 500 Hektar Land, 50 Klöster je 500 und mehr, 14 Klöster 1000 bis 1500 und 15 Klöster je 1500 Hektar. Der Wert aller dieser Ländereien beläuft sich auf 116 Millionen und das von ihnen geleistete Einkommen auf 3 bis 4 Millionen im Jahre. Da der Privatbesitz herrscht, gibt es Gerichte und Gerichtsprozesse, Streitigkeiten, Kriege, Aufstände, Sünden, Ungerechtigkeiten, Totschläge. Woher diese Geißel? Einzig und allein vom Besitz. „Hüten wir uns, Brüder,“ lehrte der Heil. Clemens, „eine Sache als Eigentum zu besitzen, oder enthalten wir uns wenigstens, sie zu lieben“. Hier befindet sich mich in einer ge-